

AUSLÄNDER – WO?

Das Bild vom anderen Land im narrativen Verfahren Max Goldts

Von Iannis Goerlandt (Gent)

„Der akademischen Rechtfertigung und des intellektuellen Über- (oder Unter-)baues bedarf seine Humoristik nicht“¹⁾, beteuerte Thomas Ringmayr 1994, doch stets öfter findet Max Goldt auch „jenseits der Spaßfraktion“²⁾ Beachtung. Der 1997 mit dem Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor und 1999 mit dem Richard-Schönfeld-Preis der Hamburgischen Kulturstiftung ausgezeichnete Satiriker war lange Zeit nur ein Geheimtipp der Pöpliteraturszene. Zwei frühe ‚Versuche‘³⁾, ein kontextualisierender Überblick der ›Journalliteraten⁴⁾ und eine umfassende Darstellung der ›Literatur von Leben & Stil⁵⁾ der jüngeren Feuilletonistengeneration boten allerdings erste Annäherungen, und spätestens seit der von Moritz Baßler⁶⁾ vorgenommenen Archivierungsoperation, der bisher letzten Stimme in der Debatte um Goldts „filigrane Textkonzentrate“⁷⁾, ist Goldt auch in der Literaturwissenschaft anwesend.

Die kritische Auseinandersetzung mit Goldt hat im Großen und Ganzen zwei Ergebnisse eingebracht. Im Allgemeinen wird betont, in seinen Texten handele es

¹⁾ Hochkomische Höchstleistungen. Neue Prosa-Sammlungen von Eckhard Henscheid und Max Goldt, in: *Focus on Literature* 1 (1994), S. 44–51, hier: S. 50.

²⁾ ANJA VON STEHT, *Fuck Alltagsbeobachtungen*, in: *taz Hamburg* (17. Mai 1999), <http://home.snafu.de/think/goldt/presse/max010499.htm>

³⁾ FRANK SCHÄFER, *Abprotzen. Versuch über Max Goldt*, in: *Griffel* 2 (1995), S. 44–47 und GERALD FRICKE, *Schreiben gegen das Ozonloch. Max Goldt – zweiter Versuch*, in: *Griffel* 2 (1995), S. 48ff.

⁴⁾ ERHARD SCHÜTZ, *Journalliteraten. Autoren zwischen Journalismus und Belletristik*, in: *Baustelle Gegenwartsliteratur. Die neunziger Jahre*, hrsg. von ANDREAS ERB, Opladen und Wiesbaden 1998, S. 97–106.

⁵⁾ ERHARD SCHÜTZ, *Tucholskys Erben oder Wiener Wiederkehr? Versuch einer Terrainerkundung zur Literatur von Leben & Stil: Biller, Droste und andere*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 1 (1995), S. 101–122.

⁶⁾ *Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten*, München 2002.

⁷⁾ *TV-Auftritte lehne ich ab, weil ich U-Bahn fahre*, in: *LIVE Magazin* 1 (2000), <http://home.snafu.de/think/goldt/presse/max0100.htm>

sich sicherlich nicht um „Alltagsbeobachtung im engeren Sinne“⁸⁾, also lasse sich der problematisch mimetisch-realistische Charakter der Kolumnen nicht eindeutig festlegen. In Baßlers Studie zu den ›neuen Archivisten‹ begegnen wir dem Versuch, die bereits früher geäußerte These, die textuelle Kohärenz von Goldts Kolumnen lasse sich „erst auf einer eher sprachlich-formalen Ebene“⁹⁾ finden, spezifischer und theoretisch zu begründen. Über die Prinzipien von ›Onkel Max' Kulturtagebuch‹ (unter diesem Titel wurden Goldts Texte einige Jahre lang im Satiremagazin ›Titanic‹ veröffentlicht)¹⁰⁾ sagt Baßler:

„Kulturtagebuch“, das meint hier keine kritische Selektion des aktuellen Kultur-Outputs (z. B. in richtig/falsch, witzig/nicht witzig), sondern Einstieg in die Sprachspiele der Gegenwartskultur an beliebigen (man traut sich kaum zu sagen: alltäglichen) Punkten. Diese Sprachspiele werden aufgezeichnet, essayistisch enggeführt und produktiv verballhornt, alles auf dem gleichordnenden Tableau des feuilletonistischen, munter drauflos rasonnierenden [sic] Ich.¹¹⁾

Hier soll untersucht werden, wie die Sprachspiele um das Bild vom anderen Land in zwei kürzeren Texten Max Goldts gestaltet sind, nämlich ›In der Fremde, ganz allein‹¹²⁾ und ›Österreich und die Schweiz‹¹³⁾. Dabei wird überprüft, ob und wie die Befunde einen Beitrag zur gängigen literaturwissenschaftlichen Methodik für die Erfassung solcher Bilder, der Imagologie, und spezifischer zur Diskussion um das ästhetische Potenzial nationaler Bilder in literarischen Texten¹⁴⁾, ermöglichen, indem der von Hugo Dyserinck 1982 auf ein totes Gleis geschobenen Diskussion um den werkimmanenten bzw. -transzendenten Charakter nationaler Bilder neue Impulse gegeben werden.

Weil Dyserinck in erster Linie der *Komparatistik* die Aufgabe zuschrieb, sich mit Bildern vom anderen Land zu befassen¹⁵⁾, und er später die Frage nach der Spezifität literarischer Texte („literariness“) mit dem Argument der

⁸⁾ SCHÄFER, Abprotzen (zit. Anm. 3), S. 45.

⁹⁾ Ebenda.

¹⁰⁾ Vgl. zur Bedeutung von Zeitschriften wie ›Titanic‹ SCHÜTZ, Journailliteraten (zit. Anm. 4), S. 100.

¹¹⁾ BÄSSLER, Der deutsche Pop-Roman (zit. Anm. 6), S. 20.

¹²⁾ In der Fremde, ganz allein, in: Ich und mein Staubsauger 12 (1987), <http://staubsauger.gesindel.org/12/fremde.html> Im Folgenden wird auf diesen Text mit der Sigle ‚IdF‘ verwiesen. Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Hervorhebungen in allen Texten von mir. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, den Mitarbeitern von Staubsauger-Online, vor allem Anne Wilson, für ihre Unterstützung herzlich zu danken.

¹³⁾ Österreich und die Schweiz, in: Schließ einfach die Augen und stell dir vor, ich wäre Heinz Kluncker. Ausgesuchte Texte 1991–1994, München 1994, S. 58–61. Im Folgenden wird auf diesen Text mit der Sigle ‚ÖS‘ verwiesen. Das ‚Essay‘ wurde auch in den Sammelbänden ›Die Aschenbechergymnastik‹ (Zürich 2000, S. 174–177), ›Okay Mutter, ich mache die Aschenbechergymnastik in der Mittagmaschine‹ (Zürich 2001, S. 670–674) und ›Für Nächte am offenen Fenster‹ (Reinbek bei Hamburg 2003, S. 391–394) veröffentlicht.

¹⁴⁾ Vgl. EMER O’SULLIVAN, Das ästhetische Potential nationaler Stereotypen in literarischen Texten (= Stauffenburg Colloquium 8), Tübingen 1989 und EMER O’SULLIVAN, National stereotypes as literary device. Traditions and uses of Germans in British and the English in German children’s literature, in: As Others See Us. Anglo-German Perceptions, hrsg. von HARALD HUSEMANN, Frankfurt/M. 1994, S. 81–98.

¹⁵⁾ Vgl. Crisis in de vergelijkende literatuurwetenschap?, in: Spiegel der Letteren 4 (1960), S. 175–193, hier: S. 187, sowie: Zum Problem der ‚images‘ und ‚mirages‘ und ihrer Unter-

zentrale[n] Funktion, die die spezifisch grenzüberschreitende Blickrichtung bei der Komparatistik im allgemeinen und der komparatistischen Imagologie im besonderen [habe], [und welche] die Diskussion um die Priorität von ‚Werkimmanenz‘ oder ‚Werktranszendenz‘ [...] zu einer zweit-rangigen Frage [mache]¹⁶⁾

gänzlich aus der Diskussion um die komparatistische Imagologie ausklammern wollte, kann der hier verwendete Begriff ‚Imagologie‘ kein komparatistischer sein: die zwei kommentierten Texte Goldts erweisen sich als äußerst interessant, weil sie einige imagologische Probleme eindeutig *werkimmanent* verarbeiten. Dabei lassen sich drei Schwerpunkte ausmachen: der Diskurscharakter nationaler Bilder, das textuelle Verfahren mit diesen Bildern sowie die Rolle des Lesepublikums.

›In der Fremde, ganz allein‹

Goldts früher Text ›In der Fremde, ganz allein‹ fängt mit der Betrachtung der darin aufgenommenen Globus-Infografik an (vgl. Figur S. 78)¹⁷⁾, die sofort verurteilt wird: „Wie der nebenstehenden, ganz und gar widerlichen und rassistischen Grafik zu entnehmen ist, stellen sich die Hersteller Statistischer Darstellungen unter einem Ausländer zwangsläufig einen grimmigen Anatolen mit pechschwarz wuchernder Gesichtsbehaarung vor“ (IdF).

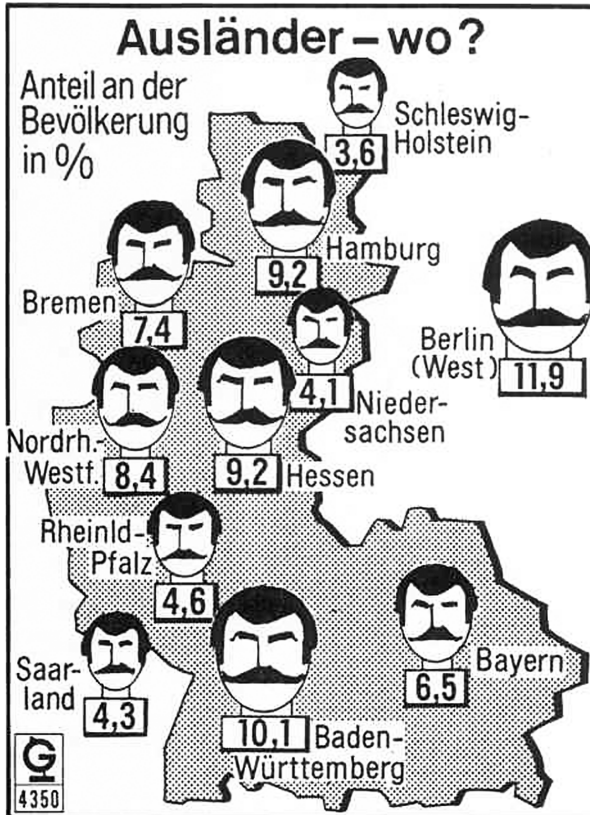
Das mit Alliterationen herbeigeführte und durch die Häufung von Ableitungen von ‚stellen‘ fast überformulierte Problem der Her-, Vor- und Darstellung wird nicht unmittelbar mit der Wahl des pauschal für alle Ausländer eingesetzten Bildes verknüpft, obwohl selbstverständlich genau dies der Grund für den Rassismusvorwurf ist. Zuerst wird die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, dass die Häupter aus den verschiedenen Bundesländern nicht alle gleich aussehen. Onkel Max verfährt überspitzt phrenologisch und essentialistisch zugleich. Die Zuschreibung einer Eigenschaft geschieht immer erst unbegründet und intuitiv über das bloße Aussehen: „*Auffällig* finster und mordlustig ist *ja* der baden-württembergische Türke dargestellt“ (IdF). Nach der Introdution dieser auf Sand gebauten Charakterisierung muss die Aufmerksamkeit nicht mehr jedes Mal explizite auf das Aussehen gelenkt werden. Danach kommt ein doppelter Appell an den gesunden Menschenverstand, über den die Verknüpfung mit den dem jeweiligen Bundesland inhärenten Eigenschaften erfolgt: „[...] was auch *glaubwürdig* erscheint. *Wer würde nicht*, tagein tagaus umgeben von schwäbischen Spätzleschwätzern mit Computerfachzeitschriften unter dem Arm, auf Mordgedanken kommen?“ (IdF). Die Zuschreibungen folgen nicht den traditionellen rassistischen Mustern, sondern werden jeweils mit bundeslandspezifischen Bildern verknüpft, die durchaus sprachlich verstärkt sein können: „*schwäbischen Spätzleschwätzern*“ (IdF).

suchung im Rahmen der Vergleichenden Literaturwissenschaft, in: *arcadia* 1 (1966), S. 107–120, hier: S. 120.

¹⁶⁾ Komparatistische Imagologie jenseits von ‚Werkimmanenz‘ und ‚Werktranszendenz‘, in: *Synthesis* 9 (1982), S. 27–40, hier: S. 31.

¹⁷⁾ GLOBUS-Grafik Nr. 4350 ›Ausländer – wo?‹ vom 19.07.1982, GLOBUS Infografik, Postfach 13 03 93, 20103 Hamburg.

Man könnte meinen, dies stimme nicht für Bremen, wo der Türke traditionell rassistisch als arbeitsloser Sozialfall geschildert wird, doch der Erzähler delegiert die Zuschreibung hier ausdrücklich an den Grafiker, der dann nicht typisch türkische Eigenschaften, sondern eine Kritik an Bremen bezwecke: es sei „sicher eine Anspielung [auf die] nach Ansicht des Grafikers seitens der Hansestadt Ausländern



zu freigiebig gewährten Arbeitslosen- und Sozialgelder“ (IdF)¹⁸).

Im Falle des Saarlands wird das Verfahren ausgedehnt. Nachdem der saarländische Türke auf Grund seiner grafischen Platzierung in Frankreich stereotypisierend als „eher einem französische[n] Bonvivant, andererseits auch einem schelmisch-verschlagenen Schmuggler“ (IdF) ähnelnd intro- duziert ist, wird mit den hier textuell dargebotenen Elementen eine Geschichte ausgeschrieben, die mittels der zwei Kommentaradverbien einen Grad von Realismus beansprucht, der weit über den des ursprünglichen Vergleichs („ähnelnd da schon eher“ [IdF]) hin-

ausgeht: „sicher hat er in Metz eine *gewiß* schon etwas ältere Freundin – eine üppige Kaufmannswitwe vermutlich – die ihn und seine Freunde mit reichlich Gauloises Disque Bleue versorgt“ (IdF).

Interessant dabei ist vor allem, dass die Geschichte anschließend, im Kommentar zum schleswig-holsteinischen Türken, wie ein Szenario¹⁹) wirkt. Im Gegensatz

¹⁸) Die hier von mir behobenen, jedoch mit eckigen Klammern vermerkten Tippfehler gehen zu Lasten der Herausgeberin (vgl. ANNE WILSON, Re: ‚In der Fremde, ganz allein‘, E-Mail [27. April 2003]). Max Goldt selbst hatte keine Lust, den Text zu korrigieren (vgl. MAX GOLDT, FW: Erkundigung, E-Mail [16. Mai 2003]).

¹⁹) Szenario hier nur teilweise im Sinne von Ecos Szenographien (UMBERTO ECO, Lector in Fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten, übers. von HEINZ G. HELD, München 1998, S. 98ff.) – das Szenario ähnelt bestimmt allgemeinen und intertextuellen Szenographien, doch es wird hier im Grunde erst textuell eingeführt.

zu den anderen wird derjenige aus dem Norden nicht als ‚Türke‘ eingeführt, sondern als ‚Kollege-Schmuggler‘ des saarländischen Türken. Sein „Gesichtsausdruck“ ist im Vergleich „[r]esignierter“ (IdF), und dies wohl im Hinblick auf die Arbeitsverhältnisse eines Schmugglers in Schleswig-Holstein. Obwohl diese schlechten Bedingungen, aufs Neue mit Appell an die Leservernunft („kein Wunder“ [IdF]), erklärt werden („bei den dänischen Zigarettenpreisen“ [IdF]), taugt die Erklärung nicht. Tatsächlich mag die Einfuhr aus Dänemark bei *den* dortigen hohen Zigarettenpreisen unrentabel sein und zur Resignation führen, andererseits stände dem Schmuggel deutscher Zigaretten nach Dänemark nichts im Wege. Diese Abfolge ist nur textintern motiviert: das saarländische Szenario (*Bonvivant/Schmuggler*: Freundin aus Metz/Gauloises Disque Bleue – im Falle Schleswig-Holsteins ist die Konkretisierung umgekehrt durch die Thema-Rhema-Struktur: Zigaretten/Jütländerinnen) *zwingt* ja geradezu zu dieser falschen Erklärung. Dabei entfällt zwangsläufig das Bundeslandspezifikum: der Schleswig-Holsteiner ähnelt ja nicht einem Dänen, die Resignation entspringt also nicht der Darstellung, sondern der Herstellung des Szenarios zur Darstellung. Erst die Charakterisierung „hemmungslose Jütländerinnen“ (IdF) *scheint*, obwohl auch dies als Pendant zum Bonvivant-Motiv noch zur textuellen Logik passt, zum normalen stereotypisierenden Verfahren zurückzukehren²⁰).

Auf Grund der Tatsache, dass es sich um ein vom Erzähler im Szenario eingesetztes Bild handelt, das zum ersten Mal nicht dem Grafiker zugeschrieben werden kann, ermöglicht dieser Rückfall die Denunziation der sprachlichen Logik prototypisch rassistischer Argumentationen („was schreibe *ich* denn da?!“ [IdF]), weil auch der Erzähler thematisch zum Ausgangspunkt, nämlich den „Unterschiede[n] zwischen den Bundesländern“ (IdF), zurückkehrt. Das Dar- und Vorstellungsproblem aus der Infografik wurde, anstatt einer unmittelbaren ‚normalen‘ Kritik, die auf den zweiten Absatz verschoben wird, anhand anderer, bundeslandspezifischer Stereotypen bei der Textherstellung *auf Erzählerniveau* durchgespielt und kurzgeschlossen: „Sollte man nicht in einem Artikel, der den Rassismus geißelt, von solchen Formulierungen Abstand nehmen? Man sollte wirklich“ (IdF).

Nach diesem Durchspielen nimmt sich der Erzähler die eigentliche Ungenauigkeit der Darstellung vor, erläutert am Beispiel Berlin: „[...] Wieviele der in Berlin gemeldeten Ausländer sind Türken mit Schnauzbart?“ (IdF). Gewappnet mit einer (real-existierenden) Broschüre des Berliner Statistischen Landesamts werden die statistisch präzisen Zahlen ungenauestens durchgezählt: erzählereigene Beobachtungen wechseln mit unbegründeten Entschuldigungen („Genaueres kann ich

²⁰) *Scheint*, denn „hemmungslose Jütländerinnen“ ist kein bekanntes Stereotyp, sondern ein textspezifisches Bild, das in erster Linie als solches erkennbar sein sollte. Die Selektion des Bildes hängt vornehmlich von seiner Stelle innerhalb des Szenarios ab, und weniger von seinem etwaigen Wert als bekanntem Stereotyp. Obwohl man aller Wahrscheinlichkeit nach stereotypisierende Vorstellungen leidenschaftlicher Däninnen finden könnte, wäre eine Anspielung auf eine gewisse dänische Frigidität geradeso möglich (vgl. die Klimazonenlehre – dazu u. a. FRANZ K. STANZEL, *Europäer. Ein imagologischer Essay*, Heidelberg 1998, S. 28ff.).

nicht sagen, denn ich habe keinen Taschenrechner“ [IdF]). Diese Ungenauigkeiten und Entschuldigungen dienen aber einer bestimmten Textstrategie.

Über thematische Schleichwege ist plötzlich die Rede von einer „Tante Hedwig aus der DDR“ (IdF), über die wir Folgendes lesen können: „Die ist letztes Jahr gestorben. Wieviele ehemalige DDR-Bürger in Berlin leben, sagt das Heftchen übrigens nicht, das liegt am Grundgesetz“ (IdF). Hierin ist ein Verweis auf die Relativität von Staatsangehörigkeiten enthalten. Das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland kannte keinen gesetzlichen Sonderstatus für DDR-Bürger. Weil die Staatsgrenzen des Deutschen Reiches für die Bestimmung der Nationalität der Ausgangspunkt waren, schloss die Verfassung auch alle (nicht nur ehemaligen) DDR-Bürger ohne Einschränkung mit ein²¹). Man kann sich fragen, inwieweit der Standort des undifferenziert über „ehemalige DDR-Bürger“ sprechenden Erzählers eine glaubwürdige Kritik an einem falschen Nationalitätsdenken erlaubt. Allerdings ist der Verweis auf die Verfassung enthalten – die Frage stellt sich also neu, diesmal aber im Hinblick auf den Leser.

Auch die ungenaue Einschätzung der Zahl der Türken in bartfähigem Alter, die „tatsächlich Schnurrbartträger sind“ (IdF), lässt sich nicht nur durch das Fehlen eines Taschenrechners erklären. Dieser wird nur deswegen genannt, damit die erzählereigene Beobachtung („meiner Beobachtung nach ist es etwa jeder zweite“ [IdF]) über das Tante-Hedwig-Zitat kurzgeschlossen werden kann. Genauso wie die Broschüre DDR- und BRD-Bürger kann der Erzähler bei der Beobachtung unmöglich Türken von Deutschen türkischer Herkunft unterscheiden. Das angesprochene Sprachspiel ist hier, anders als im ersten Absatz, nicht das simplizistisch-rassistische Rasonieren, sondern die leichtfertige Verwendung antirassistisch-statistischer Argumentationen, die ebenfalls an ihren eigenen Prinzipien, wenn sie unüberprüft bleiben, scheitern können.

Der Tante-Hedwig-Passus ist aber auch dazu da, die Aufmerksamkeit endgültig von der Ausgangsfrage zugunsten der Zahlen in der Broschüre abzulenken. Das Vehikel für diesen Themawechsel ist der *Tod*/Tante Hedwigs: das soeben erläuterte inhaltliche Oszillieren zwischen Anerkennung und Ablehnung der Art und Weise, wie die Kritik an der rassistischen Grafik vollzogen werden muss, wird endgültig verlassen. Nachdem Tante Hedwig in der textuellen Ausnutzung ihres Todes („gestorben“ – „ehemalige“) auch thematisch gestorben²²) ist, kann der Text mit einer Umkehrung fortgesetzt werden: „Aber sonst sagt es [das Heft] alles, z. B. [...]“ (IdF)²³).

²¹) „Deutscher [...] ist [...], wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat“ (Art. 116 Abs. 1 GG).

²²) Mit einem angestaubten Wortspiel: BRDigt. Vgl. MAX GOLDT, Die brutale Welt des Helmut Schmidt, in: Die Kugeln in unseren Köpfen, München und Zürich 1995, S. 43–51, hier: S. 43; BASSLER, Der deutsche Pop-Roman (zit. Anm. 6), S. 19, oder: BILL KANE, BRDigen (1987), <http://www.billkane.net/htmlpages/brdigen.html>

²³) Es muss aber bemerkt werden, dass schon früher von der „ansonsten geschwätze[n] Publikation“ (IdF) die Rede war. Im dortigen Kontext aber ermöglichte das Ansprechen des Verschweigens gerade die weiter konstitutiven thematischen Schleichwege.

Das Durchspielen von Positionen, das wir im ersten Absatz sahen, wird allmählich durch „die Tendenz zum Seriellen“²⁴⁾ ersetzt, die Baßler als typisch für die Archivierungsoperation einstuft²⁵⁾: der Erzähler generiert Serien aus noch nicht literarisierten Bereichen, hier dem Sammelsurium „obskure[r] Staatsangehörigkeit[en]“ (IdF), die im Gegensatz zur Tante-Hedwig-Passage nicht mehr problematisiert werden:

[...] Generieren ist eine Sammeltätigkeit in einem Bereich der Kultur, über den man bereits verfügt – vor- und außerliterarisches zwar, aber durchaus schon in Form eines geordneten Wissensvorrates oder, um einen Begriff Umberto Ecos zu verwenden [...]: in Form einer Enzyklopädie. Goldt bedient sich aus der Enzyklopädie jener Bereiche der Gegenwartskultur, die noch nicht unter ‚Kultur‘ im Aspekte-Sinne laufen [...], und generiert daraus die Serien, über die sein Feuilleton sich fortschreibt.²⁶⁾

Die generierte Serialität gestaltet ihre Selektion aber so, dass die Serie im Text „etwas Lesbares“²⁷⁾ (lies: narrativ anschlussfähig) wird. Das Erste, was das Heftchen ‚aussagt‘, ist, „[...] daß 1033 Ghanaer, aber nur 67 Guin[e]ler, 37 Gambier und 13 Gabuner ‚unter uns‘ leben, was aber nicht so interessant ist, weil die ja vermutlich alle gleich aussehen“ (IdF). Es könnte wundernehmen, dass hier eine unkritische Wiederaufnahme der angegriffenen Gleichschaltung auftaucht. Der Grund dafür scheint mir, eher als eine postulierte Ähnlichkeit zwischen den Signifikanten („Afrikanern“), eine zwischen den Signifikanten zu sein: die Selektion erfolgt über Alliteration und Silbenzahl. Ähnlichkeit ist aber nicht dasselbe wie Gleichheit – gerade an der Vielfältigkeit der in der Serie enthaltenen, dazu auch noch formal unterschiedlichen Signifikanten lässt sich eine ironisierende Kritik am undifferenzierten Darstellungsverfahren von unterschiedlichen Subjekten/Signifikanten ablesen.

Was aber mit den Bemerkungen zur isländischen Oma „aus der Spalte ‚über 65 Jahre‘“ (IdF)? Der lange Exkurs über die nordische Spezialität²⁸⁾ scheint nur dazu angelegt, auf dem Umweg der verbuddelten Eier isotopisch (Verwesung und ikonische Verwandtschaft von Eiern und Doppel-Null) auf Peter Greenaways ›Z00‹ zu sprechen zu kommen. Nicht nur der zweifache Genuss von ›A Zed & Two Noughts‹

²⁴⁾ BASSLER, Der deutsche Pop-Roman (zit. Anm. 6), S. 95.

²⁵⁾ Baßler meint Archivierung im Sinne von Groys (vgl. BORIS GROYS, Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie, Frankfurt/M. 1999).

²⁶⁾ BASSLER, Der deutsche Pop-Roman (zit. Anm. 6), S. 96. Hervorhebung im Original. Vgl. zum Begriff der Enzyklopädie UMBERTO ECO, Semiotik und Philosophie der Sprache, übers. von CHRISTIANE TRABANT-ROMMEL und JÜRGEN TRABANT, München 1985.

²⁷⁾ BASSLER, Der deutsche Pop-Roman (zit. Anm. 6), S. 96.

²⁸⁾ „Die Isländer verbuddeln im Herbst Eier neben einer heißen Quelle, graben sie im Frühjahr wieder aus und essen sie dann. Es soll geschmacklich an sehr herbe Blauschimmelkäse erinnern“ (IdF). Über diese Spezialität wird übrigens fehlerhaft berichtet: die Chefin des ethnologischen Instituts des Isländischen Nationalmuseums berichtete mir, dass obwohl in Mývarnssveit und Breiðafjörður diese Praxis tatsächlich besteht, die Eier im Frühling an einem kühlen Platz aufbewahrt und um Weihnachten gegessen werden (HALLGERÐUR GÍSLADÓTTIR, Fermented eggs in Iceland, E-Mail [16. Mai 2003]). Die Anekdote wird also als moderne Sage ‚aufgetischt‘ und ist nur bedingt wirklichkeitsnah.

ist merkwürdig²⁹) und hat Doppelcharakter, auch „die Existenz *zweier* vatikanischen Staatsangehöriger“ (IdF) und *zweier* Papua-Neuguineer. Über stereotype Vorstellungen (vatikanische Frauen sind zwangsläufig Nonnen, Papua-Neuguineer sind Wilde mit Penis-Schutzteilen, „nicht wahr?“ [IdF]), die, von einem sprachlichen Überrest („die Wilden“ [IdF]) abgesehen, durch „immerhin“ (lies: ‚vielleicht wahr, aber das spielt hier keine Rolle‘) eingeschränkt werden, stellt sich heraus, dass der Satz thematisch nicht von Stereotypisierung handelt, sondern um die Zahl Zwei kreist. Insgesamt zehn Vokabeln³⁰) in dieser Passage verweisen auf diese Zahl, und sie ist auch ihr argumentativer Endpunkt: „Immerhin sind die Vatikanerinnen und die Wilden zu *zweit*“ (IdF).

Erst die Betonung dieser Zahl ermöglicht den Übergang zum vom Titel versprochenen³¹) Teil: „Die Statistik weist aber auch erschreckend viele sonderbare Staatsangehörigkeiten aus, von denen *nur je ein einziger* Vertreter in Berlin lebt“ (IdF). Auf's Neue wird aus der statistischen Enzyklopädie eine Serie³²) generiert, wobei der Parallelismus über das Wort „einen“ so weit getrieben wird, dass die Andorranerin erst in der Apposition ihre Weiblichkeit erringen kann („[...] einen Andorraner (eine ältere Dame übrigens)“ [IdF]). Die Funktion des Generierens wird im Text angesprochen:

Ich werde den Wilson-Eheleuten vorschlagen, diesen einsamen Menschen ein Gratis-Staubsauger Abo zu spendieren, damit sie sehen, daß es auch Zeitschriften gibt, die sich um die, die ganz am [Rande] leben müssen, sorgen. (IdF)

Für die Einsamen wird also gesorgt. Aber wie wird ihnen ‚geholfen‘? Die erwähnte Einsamkeit dieser Menschen ist ja nicht von der Art, dass sie außertextuell zu belegen wäre. Laut des Erzählers hätten sie ja nur einen „[...] bunten Paß mit einem merkwürdigen Wappen drauf, der von Mitreisenden in der Bahn bei der DDR-Kontrolle argwöhnisch begafft wird“ (IdF)³³), was natürlich nicht stimmt. Ihre Einsamkeit ist diskursbedingt: sie wird aufgelöst, indem die Existenz dieser Menschen über die generierte Serie literarisch anerkannt und verarbeitet und so, mit Baßler, ins kulturelle Archiv aufgenommen wird. Der Text operiert also jenseits von rassistischen oder antirassistischen Argumentationen, obwohl diese deutlich durchgespielt werden.

²⁹) In der doppelten Bedeutung ‚res memorabilis‘ und ‚notatu dignus‘ (vgl. Deutsches Wörterbuch von JACOB und WILHELM GRIMM, Bd. 12., Leipzig 1854–1971, Reprint München 1984, Sp. 2107–2108).

³⁰) Nämlich „Z00“ [A Zed & Two Noughts], „zweimal,“ „zweier,“ zwei Mal „beides,“ drei Mal „zwei,“ „Doppelhochzeit“ und „zu zweit“ (IdF).

³¹) Vgl. zu diesem Verprechen EBERHARD LÄMMERT, *Bauformen des Erzählens*, Stuttgart 1972, S. 143ff.

³²) „Jawohl, es gibt nur einen Komoren [sic], einen Sanmarinesen [sic], einen Andorraner (eine ältere Dame übrigens), einen Vincenter, einen Buneier [sic], einen Katarer, einen Mongolen, einen Maledivier [sic], einen Samoaner, einen Tonganer [sic], einen Vanuatuer und einen Litauer in Berlin“ (IdF). Die genauen Bezeichnungen für die genannten Staatsangehörigen wären: Komorer, San-Marinesen, Bruneier, Malediver und Tongaer.

³³) Unbekannt, unverlangt oder genauer: außerhalb des kulturellen Archivs.

Selbstverständlich wird die Gewichtigkeit dieser Erkenntnis vom Text anschließend mit dem Vergleich zwischen obskurer Staatsangehörigkeit und Mundgeruch heruntergespielt, doch für die Aufnahme ins Archiv hat das keine Folgen mehr. Thematisch wirkt der Text durch den Vergleich sogar geschlossener: weil die beiden Zahnärztinnen nach Zigaretten stinkende Hände haben, wird die Verknüpfung mit den – nur dargestellten, nicht real-existierenden – Türken aus dem Saarland und Schleswig-Holstein bewirkt. Auch da gibt es, aber lediglich auf Textniveau, „schon irre Übereinstimmungen“ (IdF).

›Österreich und die Schweiz‹

Ein weiterer, für die Analyse von Goldts Umgang mit dem Bild vom anderen Land ergiebiger Text, ist ›Österreich und die Schweiz‹. Darin werden einige Ausgangspositionen der Rezeption dieser zwei Staaten kommentiert.

Die narrative Entwicklung wird vor allem von der gewählten Form, nämlich dem Essay, bestimmt. Dass es sich aber um eine Genreparodie handelt, dürfte jedem Leser sofort einleuchten: an die förmlich-gepflegt formulierte Problemstellung (syntaktische Verschachtelung, Konjunktiv im modalen Relativsatz, usw.), schließt sich ein salopper Lösungsvorschlag an („höchste Eisenbahn“, „traditionelle[r] Unfug“ [ÖS 58]), in dem die Verschiebung von Aufsatz zu „Aufwasch“ (ÖS 58) stattfindet:

Viele Fehler sind uns Deutschen bisher bei der Zurkenntnisnahme Österreichs und der Schweiz unterlaufen. Deutsche Abhandlungen über Österreich und die Schweiz sind in aller Welt mit Unbehagen gelesen worden. Einer der Kardinalfehler war es gewesen, so zu tun, als ob es sich bei Österreich und der Schweiz um voneinander total verschiedene Länder handele und daß es daher Sinn ergebe, sich mit ihnen in getrennten Aufsätzen und Reportagen zu befassen. Richtig ist dagegen, daß es höchste Eisenbahn ist, diesem traditionellen Unfug ein Ende zu bereiten und sich mit Österreich und der Schweiz künftig in einem Aufwasch zu beschäftigen. Unser Bundespräsident würde meine Forderung gewiß tatkräftig unterstützen, wenn er nicht schon mit dem Unterstützen anderer Leute Forderungen überlastet wäre. (ÖS 58)

Im Allgemeinen scheint der Text aber nicht darauf angelegt, die fundamentale Gleichheit Österreichs und der Schweiz etwa mithilfe vernünftig gewählter exemplarischer Argumente zu belegen. Dafür versagt sich die sophistische Argumentation zu oft der Beweisführung (dazu später mehr). Immer wieder wird beteuert, die Absicht sei lediglich zu gewährleisten, dass künftig über die beiden Staaten nur zusammen *geschrieben* werden kann. Goldts „Zeilen“ sollten „den längst fälligen Anstoß dazu“ (ÖS 61) liefern. Das machen sie, indem *versucht* wird, ganz im Sinne einer wörtlich genommenen Essayistik, Österreich und die Schweiz literarisch, durch Wiederholung, als eine syntaktische, lexikalische Einheit zu archivieren. Bedeutungsvoll dabei ist, dass ‚Österreich und die Schweiz‘ (wenn wir alle Flexionsvarianten sowie den Titel und die Wendung „Österreichern und Schweizern“ [ÖS 61] mitzählen) als Fügung sechzehn Mal vorkommt, gegen gerade vier Mal ‚Österreich‘ und zwei Mal ‚die Schweiz‘ als einzelne Lexeme. Sie ist in

der Tat „unzertrennlich wie Magdeburger Halbkugeln“ (ÖS 58) – auch nach dem sprachlichen Vollzug des Guericke’schen Experiments bleibt sie in der Auflösung der Hyperbasis letztendlich intakt:

Würde man ein Gespann von acht Rössern am östlichen Ende von Österreich und ein entsprechendes Gespann am Westzipfel der Schweiz ziehen lassen – die Pferde brächten Österreich und die Schweiz nicht auseinander. (ÖS 58f.)

Dabei darf man den Vergleich mit den Magdeburger Halbkugeln nicht zutreffend finden, der Erzähler ist eben kein Physiker, sondern einer, der Aufsätze fordert (ÖS 59) – und verfasst. An und für sich stellt der Titel schon beinahe die künftige nicht-getrennte Rezeption sicher. Einerseits lenkt er die Erwartungen der Leser und prägt ihnen die Einheit der Fügung von vornherein ein³⁴⁾, andererseits dringt der Text mit diesem Namen – der der Forderung entsprechend durchaus Nomenklaturcharakter bekommt – in das kulturelle Archiv ein und wird so nachträglich in allerhand Diskursen nachhallen.³⁵⁾

Vom ersten Satz an fällt die von der „sprachlichen Bearbeitung des Materials“³⁶⁾ lebende Argumentationweise auf: „Viele Fehler sind uns Deutschen bisher bei der Zurkenntnisnahme Österreichs und der Schweiz unterlaufen“ (ÖS 58). Der Fehler liegt ja nicht etwa in der bisher falschen Vor- und Darstellung der beiden Länder (dazu später mehr), sondern in der falschen Benennung des Verfahrens selbst – korrekt wären ja nur ‚Kenntnisnahme‘ bzw. ‚Zur-Kentnis-Nehmen‘. Die bereits angesprochene förmliche Rede wird durch solche Kurzschlüsse intern untergraben:

Jedes Sprachspiel, sobald es als solches ausgestellt wird, hat irgendwelche Stellen, an denen es leicht müffelt – und Goldt findet sie. [...] Seine ‚Kritik‘ bewegt sich mit vollem Bewußtsein innerhalb der fremden und eigenen Sprachspiele und bezieht daraus ihre Pointen. Es gibt keinen archimedischen Punkt, von dem aus die Stimme der Kritik sprechen, keine puristische Norm, auch keine In- oder Pop-Sprache, die ihr Telos sein könnte. Für das Gelingen der Kritik gibt es keinen anderen Maßstab als – jedesmal neu – das Gelingen des eigenen Textes.³⁷⁾

Diese Entlarvung der Schreibstrategien der ‚Aufklärungstätigen‘ durch gattungsparodierende Steigerung ist, wie gesagt, der eigentliche Sinn dieses Essays: entlarvt wird die Beliebigkeit der Herstellung von nationalen Bildern und der sie begleitenden Argumentationen.

Darüber hinaus werden die Bestrebungen der „Forderer von Maßnahmen zur Reform der Rezeption Österreichs und der Schweiz“ durch ihre Einreihung unter „Minoritäten, Religionsführer, psychisch Kranke und Kinder mit verseuchten

³⁴⁾ Vgl. LEO HOEK, *La marque du titre. Dispositifs sémiotiques d’une pratique textuelle* (= *Approaches to Semiotics* 60), Den Haag 1972, S. 132.

³⁵⁾ „Manchmal ist es [...] gar nicht so einfach, zu belegen, ob eine Sentenz erfunden oder übernommen, dass heißt zitiert oder erst geprägt wurde“ (YVETTE SÁNCHEZ, *Titel als Mittel. Poetologie eines Paratextes*, in: *arcadia* 32,2 [1999], S. 244–261, hier: S. 246). Betitelung kann also durchaus eine „kanonisierend[e]“ (ebenda) oder archivierende Wirkung haben.

³⁶⁾ HARALD FRICKE, *Randgebiete der Erinnerung*, in: *Die TAZ* (31. Januar 2001), <http://home.snafu.de/think/goldt/presse/max310101.htm>

³⁷⁾ BASSLER, *Der deutsche Pop-Roman* (zit. Anm. 6), S. 20.

Sandkasten“ (ÖS 58) auch textintern konterkariert, und wird das Fehlen eines archimedischen Punktes aufgedeckt, von dem aus eine Kritik an der gängigen Darstellung der beiden Länder gefordert werden könnte. Den Bezugspunkt des Verfassers bildet Deutschland: gleich der erste Satz besagt dies. Erst am Ende der Argumentation jedoch wird deutlich, welches Selbstbild hinter dem wiederholten „uns Deutsche“ (ÖS 61) lauert. Nach einer nur bei oberflächlicher Lektüre stichhaltigen Argumentation (über ‚hassen‘, ‚nicht hassen‘ und ‚lieb haben‘) wird erklärt, dass Österreicher und Schweizer die Deutschen

recht lieb [haben] und [...] gutgelaunt von den vielen technischen und kulturellen Errungenschaften [profitieren], die in Deutschland in dermaßen großer Menge anfallen, daß [die Deutschen] Österreichern und Schweizern gern ein bißchen was davon abgeben. (ÖS 61)

Gerade diese apostrophierte Überlegenheit („Wer viel hat, kann auch viel geben“ [ÖS 61]) demaskiert den Verfasser, denn dächte man die angeführten Argumente zu Ende (in Wirklichkeit nicht hassen‘ als Indiz für ‚Ähnlichkeit‘), müsste ebenfalls eine grundsätzliche Verwandtschaft zwischen Deutschland und den zwei Staaten behauptet werden. Des Verfassers Blindheit und Voreingenommenheit aufzudecken, welche die ganze Darlegung unterhöhlen, bleibt den Lesern vorbehalten.

Die werkimmanente Funktion der Autostereotypen des Ich-Erzählers lässt sich auch am Ausgang des Textes erhellen. Da wird als Argument angeführt, beide Länder ähnelten einander deswegen, weil „so unterschiedliche Gestalten wie Mahatma Gandhi, Leo Tolstoi und Miriam Makeba weder aus Österreich noch aus der Schweiz kommen“ (ÖS 61). Textintern steht diese Reihe im Gegensatz zu den (wirklich) unterschiedlichen Figuren Hitler und Keller, zwischen denen eine solche Ähnlichkeit konstruiert wird³⁸), dass der Schein gewahrt werden kann, dies sei ein Argument für die postulierte Ähnlichkeit. Es handelt sich insofern um einen Gegensatz, für den der Verfasser aufs Neue blind bleibt, als die Unterschiedlichkeit von Tolstoi, Gandhi und Makeba weit weniger belegbar ist, als man auf Anhieb denken könnte: Tolstoi kritisierte den Zaren Nikolaus II. wegen Unterdrückung und Verfolgung religiöser und ethnischer Minoritäten³⁹) und erklärte später die ‚Widerstandslosigkeit gegen das Böse‘, die in der Bergpredigt Jesu Christi an zentraler Stelle steht, zum wichtigsten christlichen Gebot überhaupt⁴⁰), eine Idee, die Gandhi zum Konzept des gewaltlosen Widerstands inspirierte. Auch kämpfte Gandhi gegen Rassismus in Südafrika⁴¹), wie die südafrikanische Sängerin und Vorkämpferin für Menschenrechte Miriam Makeba es seit den fünfziger Jahren gemacht hat⁴²). Die

³⁸) Keller habe „mit seinen interessanten Schriften das Unheil des anderen zu einem guten, wenn auch kaum meßbaren Teil wiedergut[ge]macht [...], und das sogar schon, was bemerkenswert ist, im voraus!“ (ÖS 61).

³⁹) Vgl. WALTER G. MOSS, *A History of Russia. Volume II. Since 1855*, Boston u. a. 1997, S. 53.

⁴⁰) Vgl. GARY SAUL MORSON, Tolstoi, Count Lev Nikolaevich (1828–1910), in: *Routledge Encyclopedia of Philosophy*, Version 1.1, London und New York 1999.

⁴¹) Vgl. FRANK J. HOFFMAN, Gandhi, Mohandas Karamchand (1869–1948), in: Ebenda.

⁴²) Vgl. Miriam Makeba, in: *The Leopard Man's African Music Guide*, hrsg. von BJØRN-ERIK HANSEN, 28. März 2003, <http://www.leopardmannen.no/m/makeba.miriam.asp?lang=gb>

Pointe besteht darin, dass die Gestalten nicht nur weder aus Österreich noch aus der Schweiz kommen, sondern auch nicht aus Deutschland, was man der Attitüde des Verfassers anmerken kann: seiner leicht zu übersehenden, sogar ein wenig aggressiv anmutenden Hochnäsigkeit (siehe die aggressive Konnotation des ohnehin verdächtig oxymoralen Paares „Errungenschaften“ und „anfallen“ [ÖS 61]) sowie seiner schief-förmlichen Besserwisserei muss, wie gesagt, von den Lesern, die die Ironie in den Aussagen spüren können, entgegengewirkt werden.

Schlussfolgerungen

Bilder von anderen Ländern kommen in Max Goldts Œuvre sehr häufig vor. Diese Erörterung erhebt jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Frage, wie Goldts Verwendung von nationalen Bildern generell gestaltet ist. Trotzdem können aus den Textanalysen meines Erachtens einige für die Bestimmung der prinzipiellen Möglichkeiten eines ausgesprochen werkimmanenten, narrativen Umgangs mit dem Bild vom anderen Land wesentliche Schlussfolgerungen hervorgehen.

Beide Texte Goldts legen Gewicht auf den artifiziellen, literarischen Charakter nationaler Bilder. Stanzel hat für die frühe Neuzeit nachgewiesen, dass die Völkercharakteristik „vorwiegend literarisch fundiert“⁴³⁾ ist. ›Österreich und die Schweiz‹ zeigt dies in seiner ‚archivierenden‘ Titelstruktur und der mnemotechnischen Funktion der Fügungswiederholungen, ›In der Fremde, ganz allein‹ vor allem in der explizit serialisierten Aufnahme noch-nicht-literarisierter Nationalitäten in den Bereich der Kultur.

Die angesprochenen Schreibstrategien werden aber um weitere Techniken ergänzt. So entschärft ›In der Fremde, ganz allein‹ die essentialistischen Züge der Darstellung und Vorstellung, indem mittels Szenarienbildung auf ihre textuelle Herstellung hingewiesen wird. Auch die Verwendung einer parodierten Essayistik in ›Österreich und die Schweiz‹ ist neu, und sie eröffnet neue Möglichkeiten, diejenigen Stellen der sprachlichen Logik, „an denen es leicht müffelt“⁴⁴⁾, zu denunzieren: so wird die fehlende Bewusstwerdung des Selbstbildes beim Verfasser werkimmanent funktionalisiert.

Obwohl einige dieser Denunziationstechniken auch auf Erzählerniveau durchgespielt werden (z. B. bei dem abrupten Szenariende in ›In der Fremde, ganz allein‹), kommt es in beiden Texten aber den Lesern zu, nach der in die Problematik der Vor-, Dar- und Herstellung nationaler Bilder einführenden *expositio*, die weiter nicht mehr auf Erzählerniveau reflektierten textuellen Ereignisse zu Ende zu den-

⁴³⁾ FRANZ K. STANZEL, Das Nationalitätenschema in der Literatur und seine Entstehung zu Beginn der Neuzeit, in: Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur, hrsg. von GÜNTHER BLAICHER, Tübingen 1987, S. 84–96, hier: S. 85. Vgl. auch STANZEL, Europäer (zit. Anm. 20), S. 19.

⁴⁴⁾ BASSLER, Der deutsche Pop-Roman (zit. Anm. 6), S. 20.

ken. Dies ist vor allem in ›Österreich und die Schweiz‹ der Fall, doch auch in ›In der Fremde, ganz allein‹ lassen sich solche Momente erblicken, z. B. in der Analogie zwischen der Blindheit der BRD-Broschüre bei der Erfassung der DDR-Bürger und des Erzählers Blindheit seiner eigenen unangemessenen Methoden beim Einschätzen der Berliner ›Türken‹ gegenüber. Ganz wie Lothar Fietz bei Swifts ›Gulliver's Travels‹ beobachtet hat, ist

[i]n diesem wirkstrategischen Kalkül [...] dem Leser die Rolle zugebracht, [die] Mangelhaftigkeit des Protagonisten [hier: des Erzählers] als Herausforderung zu nehmen und das von [ihm] nicht bewältigte Problem bis zu den philosophischen Grundkategorien durchzureflektieren.⁴⁵⁾

War diese Technik im 18. Jahrhundert noch ein Novum⁴⁶⁾, wird ihr bei Max Goldt mittels enormer sprachlicher Verdichtung neues Leben eingehaucht. So wird aus der Perspektive der Leser ersichtlich, dass Vorstellungen von Ländern und Nationalitäten immer auf textstrategischen Herstellungsverfahren beruhen. Trotz der Ironisierung der ›Aufklärungstätigen‹ ist als Grundzug beiden Texten in diesem Sinne schon ein didaktischer, ›aufklärerischer‹ Impetus zu Eigen.

⁴⁵⁾ LOTHAR FIETZ, ›Gulliver's Travels‹. Die kritische Geschichte von der Vorurteilsbildung und vom stereotypen Sehen und Denken, in: Erstarres Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur, hrsg. von GÜNTHER BLAICHER, Tübingen 1987, S. 72–83, hier: S. 81.

⁴⁶⁾ Ebenda.